

## Pfarrer als Gestalten der Gegenwartsliteratur

„Der Priester ist Mittler zwischen Gott und dem Menschen und zugleich das Bindeglied der kirchlichen Gemeinschaft. Die Dichter der Gegenwart erscheinen somit als Zeugen der christlichen Offenbarung.“<sup>1</sup> Mit diesen Sätzen schloß der Jesuit Hubert Becher seine Untersuchung über „Priestergestalten in der Romanliteratur der Gegenwart“ ab, die Anfang der 50er Jahre in dieser Zeitschrift erschien. Verblüfft über den reichen und bunt schillernden Ertrag seiner Suche nach Pfarrerfiguren in der Literatur der ersten Jahrhunderthälfte erschienen ihm die Schriftsteller in diesem Rückgriff auf Geistliche als – zwar gebrochene, aber dennoch positive – Offenbarungszeugen. Und auf welche immer noch klangvolle Namen konnte er verweisen: Bruce Marshalls zahllose Priesterhelden, Henry Morton Robinsons „Kardinal“, Giovanni Guareschis unsterblicher „Don Camillo“, Georges Bernanos als Autor des „Tagebuchs eines Landpfarrers“, Graham Greenes „Schnapspriester“ aus der „Kraft und Herrlichkeit“, Thomas Manns „Pastor Kölling“ aus den Buddenbrooks auf evangelischer Seite und unzählige weitere.

Nostalgie. Das war einmal. Nach dem vielbeschworenen „Ende der christlichen Literatur“ sind auch die Pfarrer aus der Literatur der Gegenwart verschwunden, so scheint es. Dieser vorgebliche Befund erweist sich jedoch bei näherem Hinsehen als völlig falsch. Das Gegenteil trifft zu. Was im Bereich der deutschsprachigen Literatur für Wolfgang Koeppen, Heinrich Böll, Ruth Rehmann, Friedrich Dürrenmatt und viele andere bis in die frühen 80er Jahre hinein sowieso gilt, läßt sich bis in die 90er Jahre unserer jüngsten Gegenwart hinein verlängern: Pfarrer sind und bleiben faszinierende Romangestalten, freilich in veränderter, noch breiter ausdifferenzierter Gestaltung<sup>2</sup>. Diesen Spuren aus der Literatur der letzten Jahre soll im folgenden anhand von ausgesuchten Beispielen etwas genauer nachgegangen werden. Wo begegnen uns heute derartige katholische und evangelische Pfarrer, in welcher Gestalt, mit welchem Profil, und warum gerade sie?

### Entführt und zum Zuhören gezwungen – der Pfarrer als Beichtvater

Erste Szene: Pfingstsonntag irgendwo in der österreichischen Provinz. Mitten im Hochamt erscheint eine in schwarze Motorradkluft gekleidete junge Frau und entführt den Pfarrer mit gezückter Pistole aus der vollbesetzten „Kirche mit dem



hübschen weinroten Zwiebelturm“<sup>3</sup> zum machtlosen Entsetzen der Gemeinde. Sie bringt ihn an einen abgeschirmten Ort, fesselt ihn an einen Baum und zwingt ihn dazu, ihre Lebensbeichte zu hören. In allen Einzelheiten erzählt sie ihm von ihrem ausschweifenden Liebesleben, das für alle ihre Geliebten – sieben an der Zahl – jeweils tödlich endete. Wie sehr jedes neue Abenteuer für sie, Magdalena Leitner mit Namen, auch immer mit Hoffnungen, Versprechungen und großen Gefühlen begann, so sehr enttäuschte sie einer wie der andere Mann. Jeder versuchte, ihr die Selbständigkeit zu nehmen, keiner ließ sie wirklich zu Wort kommen, kurzum: sie mußte – so erzählt sie – am Ende alle umbringen.

Von dem Pfarrer verlangt sie nun die Absolution. „Es geht darum“, erklärt sie ihm am Anfang, „daß Sie mir in Ruhe zuhören, daß Sie mir, der ununterbrochen ins Wort gefallen worden ist, nicht ins Wort fallen, mir, der ununterbrochen das Wort abgeschnitten worden ist, nicht das Wort abschneiden“ (21). Überall habe sie versucht Gehör zu finden, Aufmerksamkeit, Ruhe und Zeit eines Zuhörenden, doch nirgends – weder bei Psychiatern noch bei Priestern in der „normalen“ Beichte – habe sie Gehör gefunden. Deshalb sei die Entführung und die Zwangssituation letztes Mittel einer Verzweifelten. Doch warum gerade er? „Ich habe mir einen österreichischen Pfarrer als Zuhörer für meine Generalbeichte ausgesucht, weil mir klar ist, daß nur ein österreichischer Pfarrer in der Lage sein wird, diese Generalbeichte vollkommen nachzuempfinden“ (36).

So die Ausgangssituation des Romans „Magdalena Sünderin“, den die 1950 in Kärnten geborene Autorin *Lilian Faschinger* 1995 veröffentlichte. Erzählt wird uns diese ungewöhnliche Geschichte aus der Perspektive des Pfarrers selbst, der nun also nolens volens der siebenfachen Mörderbeichte zuhört. Doch seltsam: Je mehr er dieser bewußt als Maria-Magdalena-Transfiguration gestalteten „Sünderin“ zuhört, um so mehr fühlt er sich zu ihr hingezogen. Es kommt, wie es in einem solchen augenzwinkernd und doch ernsthaft erzählten Roman wohl kommen muß: Der Pfarrer erliegt schließlich den weiblichen Reizen und prompt wird das so ungleiche Paar in flagranti erwischt – von jenem polizeilichen Suchtrupp, den die fürsorglich um das Wohl ihres Bruders bedachte Pfarrerschwester, zugleich seine Haushälterin, auf die Beine gestellt hatte. Die junge Frau entkommt nach abgelegter Beichte in Nonnentracht, in der sie aus Tarnungsgründen herumzufahren pflegt, auf ihrem Motorrad. Der Pfarrer aber bleibt verwirrt zurück.

Das gelungene Beispiel eines zeitgenössischen Schelminnen-Romans wandert in seiner gesamten Anlage auf dem kantigen Grat zwischen Satire, Ironie und realistischer Ernsthaftigkeit. So bleibt auch der Pfarrer-Erzähler selbst seltsam unscharf: nicht sonderlich schockiert über das Gehörte, eher beiläufig über die Alltäglichkeiten seines Pfarreralldtags reflektierend, fast schon vergnügt mit dem Gedanken eines plötzlich möglichen ganz anderen Lebens spielend, und am Ende doch wieder in den nur unterbrochenen Alltagstakt zurückkehrend. Und doch kommt ihm eine wichtige, hier einzigartige Rolle zu: die des vor allem kommen-



tarlos zuhörenden, des durch sein Beichtgeheimnis bleibend besonderen Gesprächspartners. Doppelt ironische Brechung: Zu dieser unverzichtbaren Rolle muß er gezwungen, sein Schweigen muß durch eine Knebelung herbeigeführt werden. Und das Beichtgeheimnis, das am Ende des Romans eigens noch hervorgehoben wird: Er bricht es, indem er uns Lesern das ganze Geschehen ja ausführlich erzählt ...

### Partner auf dem Lebensweg – der Pfarrer als Freund

Eine ganz andere geistige Welt, eine ganz andere Szene: *Peter Handke* (\* 1942) veröffentlichte 1994 sein 1000-Seiten-Epos „Mein Jahr in der Niemandsbucht“<sup>4</sup>. Gregor Keuschnig, Synonym, Maske, Sprecher und dennoch nicht einfach identisch mit dem Autor, reflektiert in aller Breite und Gemächlichkeit sein Leben, seine Erfahrungen, seine Gedanken, seine wichtigsten Wegbegleiter. Sieben derartige Lebensfreunde tauchen auf und werden immer wieder in die Gedanken einblendet. Unter ihnen wie selbstverständlich der „Pfarrer meines fernen Geburtsdorfs“ (42), jener Pfarrer Pavel (908) aus dem österreichischen „Rinkolach in der Jaunfeldebene“ (188). Vor allem in der „Geschichte des Pfarrers“ (613–647) wird dessen unspektakuläres Leben erzählt. Nicht weil es in irgendeiner Weise außergewöhnlich wäre, eher weil dieser Mensch für den Erzähler als Freund und Wegweiser wichtig ist.

Geträumt habe dieser Pfarrer, daß er kein Priester mehr sei, sondern „ein Niemand, eine Kreatur, nackt er selbst“ (613). Und doch wird gerade von seinem priesterlichen Alltag berichtet, vor allem von der Rolle als Sakramentenspender: Nicht um die Beichte geht es hier – wie bei Faschinger –, sondern um die Gedanken des Pfarrers beim Vollziehen der eucharistischen Wandlung sowie um die Begegnungen mit Sterbenden und ihren Angehörigen im Zusammenhang mit der Krankensalbung. Zwar zieht es ihn fort, hin zu einem Besuch bei dem Erzähler, der sein Jahr in der „Niemandsbucht“ in der Nähe von Paris verbringt, zwar streift ihn immer wieder der Gedanke, sein Amt aufgeben zu müssen, doch gerade die Sterbenden halten ihn: „Vor allem die Sterbenden waren es, derentwegen er nicht, so wie er zwischendurch doch ersehnte, wegkonnte. Es gab von ihnen in diesem Jahr nicht mehr als üblich, aber die Bedürftigkeit, bei den Uralten gleichwie bei den Jungen, schien gewachsen, daß jemand wie er, da das sonst keiner mehr tat, möglichst täglich vorbeischaute, mit seinem Verachtungsblick, und ihnen die Hand auflegte“ (902 f.).

Einzig außergewöhnlicher Zug dieses Pfarrers: In einer Predigt will er öffentlich „mit dem Papst streiten“, weil dieser den Opfern von Massenvergewaltigungen im jugoslawischen Krieg befohlen habe, die so entstandenen Kinder nicht nur auszutragen, sondern auch noch zu lieben. „Er, der Priester, zürnte seinem



Papst, der über etwas wie Liebe in Machtworten sprach, und er wollte das in seiner Predigt auch freihals ausdrücken“ (616). Handke – dessen eigene politischen Äußerungen zum Jugoslawienkrieg höchst zwiespältig bleiben – spart die Predigt selbst aus. Später wird nur berichtet, wie der Pfarrer zu einem Besuch bei seinem Bischof geladen wird „wegen der Widerspruchspredigt gegen den Papst“ (902), ein Besuch, bei dem der offizielle Anlaß in freundschaftlicher Atmosphäre nicht einmal Erwähnung findet. Handkes Pfarrer also – ein unspektakulärer, bescheidener, einfacher Mann, kein Held im Positiven oder Negativen, schlicht ein Freund, ein Lebensgefährte.

Ähnlich selbstverständlich eingefügt in die Aufzählung von Lebensbegleitern befindet sich der Benediktiner Dom Fermi in *Cees Nootebooms* (\* 1933) Jahrhundertbuch „Die folgende Geschichte“<sup>5</sup> von 1991, ein Buch, in dem Geschichten des Sterbens neben- und ineinander gestellt werden, um immer neue Blicke auf das Phänomen Tod zu werfen. So erzählen sich im zweiten Teil des Buchs sieben Personen ihre Sterbensgeschichte, unter ihnen der genannte Benediktiner, vormals Pfarrer in Mailand. Er starb in Santiago de Compostela, Ziel seiner dreimonatigen Pilgerreise, als er „in Ekstase“ angesichts des langersehnten Blicks auf die Kathedrale „den Hügel hinabgeeilt und unten, als er die Straße überqueren“ wollte, „prompt von einem Krankenwagen angefahren“ (141 f.) worden sei. Bei Handke und Nooteboom sind die Pfarrer unspektakuläre Zeitgenossen, Menschen mit normalen Lebens- und Sterbensschicksalen wie andere auch.

#### Mit krummem Mund für die Ewigkeit – der Pfarrer als Mahnprediger

Eine dritte Szene: Noch einmal das Jahr 1994, eine betongrau-phantasielos errichtete katholische Kirche irgendwo in einem tristen Vorort im Ruhrgebiet. An der Kirchtür das Schild „Sondergottesdienst“, in der Kirche eine große Schar geistig und körperlich Behinderter mit ihren Betreuern. Hoch auf der Kanzel: Pastor Maaßen, „mit erhobenen Armen, predigte weniger zu seinen Schäfchen hinunter; die knotigen Finger krumm, Mundwinkel krummer, sprach er ins Unendliche hinauf – in Linie etwa mit dem steil vorragenden Dach der Edelstahlkanzel, die ein bißchen an Konservendose erinnerte“<sup>6</sup>. Wir befinden uns mitten in dem Roman „Wäldernacht“ von *Ralf Rothmann*. Rothmann, Jahrgang 1953, gilt als herausragender Vertreter jener jüngeren Autorengeneration, die versucht, das Klima im Deutschland der späten 70er und 80er Jahre literarisch abzubilden. In „Wäldernacht“ kehrt ein in Berlin berühmt gewordener Maler in seine Heimatstadt im Herzen des Ruhrgebiets zurück, um dort mit seiner Vergangenheit, mit den Jahren seines Aufwachsens als Jugendlicher konfrontiert zu werden. Die angerissene Szene bleibt eine kleine Seitenepisode, zweifellos darin typisch für das Kirchen- und Pfarrerbild vieler Autoren dieser Generation.



Denn was predigt der unsympathische Pastor, während die Behinderten vor sich hin summen, lallen, spielen oder träumen, unfähig, den Ausführungen verständlich zu folgen? Eine Sühnepredigt und eine höllenstrafendrohende Mahnbotschaft, verkleidet in einen binnenkirchlich-stereotypen Sprachjargon, den selbst nichtbehinderte Zuhörer kaum verstehen könnten: „Denkt nicht, ihr seid ohne Schuld ... Gesündigt habt ihr lange vor der Zeit und müßt nun brennen. Aber eure Leiden sind Gottes Großmut, denn sie heilen die Seele.“ Kommentar des Erzählers: „Übel klang das schöne Wort in Maaßens Mund. Dieser Stimme zufolge war das Paradies ein Militärgelände“ (167). Und während die Betreuer Kreuzworträtsel lösen und die Behinderten sich an Naschwerk vergnügen, predigt der Pfarrer weiter von der Wohltat des Glaubens: „Wer laufen kann, muß nicht vorwärts kommen“, heißt es da nach der Schilderung eines über seinen Rollstuhl gebeugten Jungen, „und wer gebunden ist, kann zu den Sternen steigen, sofern er glaubt“ (168).

Sicherlich liegen derartigen Beschreibungen negativer Erfahrungen zugrunde, Abschiedserfahrungen, die nicht nach Gegenbildern suchen. Keine Frage also, es lebt fort, das Bild des verbissenen Mahnpredigers ohne Weltbezug, das fast schon zur Karikatur gegossene Spottbild des Pfarrers, der sich längst von der Gegenwart entfremdet hat. Ein Pfarrer, der nur noch in seiner eigenen Sprachwelt lebt und denkt, für den und dessen Welt der Religion sich der Erzähler natürlich nicht interessiert und die deshalb nur am Rand erwähnt werden, als skurriles Relikt vergangener Zeiten. In eine vergleichbare Tradition gehört auch die Schablone des Pfarrers als Kirchenbürokrat, wie wir ihm etwa in *Martin Walsers* (\*1927) halb fiktivem, halb zeitgeschichtlich-realistischem Buch „Finks Krieg“<sup>7</sup> von 1996 in vielerlei Gestalt begegnen.

### Grübelnd auf der Suche nach Wahrheit – der Pfarrer als Glaubenszweifler

Viele Autoren haben hingegen eine ganz andere literarische Zeichnung entworfen. Für sie sind gerade Pfarrer Zeugen eines tiefen Ringens um Wahrheit, ja: einer grüblerischen Selbstzermarterung in der Frage nach der Wahrhaftigkeit ihrer Religion. Wer sonst sollte diese Frage so ernst nehmen als die, deren Beruf es doch ist, die „frohe Botschaft“ mit dem Anspruch auf Wahrheit zu verkünden? Doch wie gehen gerade sie mit Zweifeln um? Einen depressiven Typ dieser Tradition hatte *Hartmut Lange* (\*1937) schon 1982 in seinem Roman „Die Selbstverbrennung“ entworfen<sup>8</sup>. Sein evangelischer Pfarrer<sup>9</sup> Koldehoff ist ein durch Glaubenszweifel in seiner Gemeinde völlig isolierter Gottesgrübler. Zurückgezogen in seiner kargen Sakristei starrt er auf ein geschnitztes Kruzifix an der leeren Wand, versucht zu beten, scheitert, versucht Gott mit seinem Verstand zu begreifen, scheitert wieder, zweifelt, verzweifelt an Gott und seinem Auftrag.



Ihr Vater sei ein „Theologe aus Verzweiflung“ (111), berichtet die Pfarrerstochter dem an ihm interessierten Besucher Sempert, untröstlich in einer ungetrösteten Welt. Denn wie sieht sein Alltag aus: „Ich bin jetzt achtundvierzig Jahre alt“, so der Pfarrer selbst, „und predige seit Jahren in einem Dorf an der Elbe zu älteren Frauen. Niemand hört mich sonst, ... und ich weiß, daß dies bis an mein Lebensende so bleiben wird“ (120). Den Gedanken einer Selbstverbrennung, einem wirklichen Vorbild in der damaligen DDR folgend, verwirft der Gottes- und Pfarrerramts-Zweifler dann aber doch; am Ende des Romans bleibt sein Verhalten zwar das gleiche, doch zieht er um in die nahe Großstadt, um dort in verändertem Umfeld sein unverändertes Leben weiter zu fristen ...

Gegen den Sog des Zweifels in die Verzweiflung hinein steht hingegen ein anderer Pfarrertyp, der gleichfalls in der Literatur der Gegenwart Gestalt gewinnt. Zweifel seien im Gegenteil sinnvoll, notwendig, machten geradezu das Herzstück des Glaubens aus. So zumindest lesen wir es in *Günter Grass* (\* 1927) so umstrittenem letzten Roman „Ein weites Feld“ von 1995<sup>10</sup>. Pfarrer Bruno Matull<sup>11</sup> wird uns hier als ein Priester vorgestellt, der es „nicht leicht mit sich“ habe, ein mächtiger Kerl mit „groben, rastlos ein Versteck suchenden Händen“, dessen „massiger Schädel auf zu kurzem Hals“ (299) sitzt. Ein Typ, der wohltuend auf ein „mildes Dauerlächeln, diese alle Zweifel wegschminkende Gewißheit der Pfaffen verzichtete“, der „eher finster blickende Mann von fast brutaler Gestalt, der stehend nach Worten suchte, einige fand und sogleich verwarf“ (301). Wir begegnen diesem Pfarrer Matull auf einer Hochzeitsgesellschaft irgendwo in den „neuen Bundesländern“ nach der Wende, und von einer solchen Wende erzählt der Pfarrer denn auch. Er ergreift das Wort zu einer Hochzeitsansprache, die den normalen Rahmen derartiger harmlos-amüsanter Reden heftig durchbricht.

Zu ihm sei vor einiger Zeit eine junge Frau gekommen, die ihren früher starken Glauben – an den real existierenden Sozialismus – verloren hatte, so erzählt er, niemand anders als die jetzige Braut. Von ihm habe sie klare Antworten, feste Perspektiven, stimmigen Trost erwartet, den er ihr jedoch nicht habe geben können. Ihm sei bewußt geworden, daß sie nur von einem festen Glaubenssystem in das nächste wechseln wollte, um nur ja nicht selbst nachdenken zu müssen. Aber auch ihm selbst sei „der Boden unter den Füßen schwankend geworden“. „Mehr noch: ihr Hunger nach klarer, vom Glauben vorgezeichneter Perspektive hat mir Mut gemacht, des Glaubens Kehrseite, den unansehnlichen Zweifel, als Alltagskleid zu tragen“ (302).

Eine ganz eigene Wende zum Zweifel als religiöser Kerntugend habe er durchlebt, berichtet er der zunächst staunenden, dann mehr und mehr empörten Hochzeitsgesellschaft. „Ich will ohne Glauben sein!“, deklamiert er, entschlossen, „wahrhaft nur noch dem Zweifel zu dienen und allerorts Zweifel zu säen“. Gerade in der ehemaligen DDR sei viel zuviel blindlings geglaubt worden, nun gehe es um Glaubensprüfung, ja Ablehnung: „Glaubt nicht blindlings. Laßt endlich



Gott aus dem Spiel. Gott existiert nur im Zweifel. Entsaugt ihm! Müde aller Anbetung lebt er vom Nein.“ (303)

Ein priesterliches Loblied auf den Zweifel, ein pfarrerliches Zurückweisen von zu leichtem Glauben um Gottes willen: eine einzigartig dichte Szene ohnegleichen in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur.

Rüde wird der Zweifelsprediger unterbrochen, geradezu gezwungen, seine Ansprache zu unterbrechen. Ungeheuerlich! Hat man so etwas schon gehört! Empörung unter den Gästen. Und richtig: Ist nicht sogar die Braut in Tränen ausgebrochen? Und doch ist alles anders als erwartet: Sie weine vor Glück, erklärt sie. „Das, kein frommes Gesums, genau das wollt ich hören“ (305). Viel zuviel der glatten Gewißheiten, der scheinbar stimmigen Erklärungssysteme, Matull habe ja recht: Was sie wirklich lernen müsse, sei „positiv zu zweifeln“ (306). Von dieser Erklärung gerührt, wenngleich wohl kaum innerlich überzeugt, endet die Szene mit einem Trinkspruch des Brautvaters, der niemand anders ist als „Fonty“, die Hauptfigur des Romans. Er spricht einen Toast „auf den Zweifel. Der möge bis zum Schluß unsere Schildwacht sein. Zweifeln ist immer richtig“ (307).

Pfarrer als an Gott und ihrem Amt Zweifelnde, seien sie depressiv Verzweifelnde, seien sie Gott zu Ehren den Zweifel Streuende – die Gegenwartsliteratur gestaltet gerade diesen Typus in verschiedenen Variationen aus. Das wird auch in einem anderen Traditionsstrang deutlich.

### Das Wort Jesu in die Welt getragen – der Pfarrer als Missionskritiker

Er hat den Indianern Nordamerikas das Evangelium verkündet. Gepackt vom enthusiastischen Geist der Mission ist er, der junge Jesuit Paul Laforge, zu den Huronen aufgebrochen, um diese „Wilden“ zu „Christenmenschen“ zu machen, um ihnen Zugang zum „ewigen Heil“ zu ermöglichen. Doch seltsam: Kaum dort angekommen, überfallen ihn Zweifel am Sinn seines Tuns. Sein Brevier, in Europa selbstverständlicher Begleiter durch den spirituellen Alltag, „wirkte hier fehl am Platz“ (47). Der anfängliche Zweifel bestärkt sich im Lauf der Jahre: Nach langer Zeit der missionarischen Mühen, die ihn selbst und den ihm anvertrauten Stamm bis an den Rand der physischen Vernichtung getrieben haben, muß er sich von einem Indianer sagen lassen: „Du und dein Gott seid nicht geeignet für unser Volk. Eure Wege sind nicht unsere Wege.“ (260) Und tatsächlich spiegelt sich diese Zurückweisung in seinen eigenen Fragen über seinen Auftrag. Zwar unterzieht sich am Ende der Stamm der Taufe, doch Laforge ist sich unsicherer denn je: „War das Gottes Wille? War das eine echte Taufe oder nur Hohn?“ (264)

Mit diesen offenen Fragen endet der 1985 veröffentlichte, 1992 höchst erfolgreich verfilmte Roman „Schwarzrock“<sup>12</sup> des Irokanadiers *Brian Moore* (\*1921). Priestergestalten finden sich als zentrale Figuren in mehreren Romanen aus dem



vielfältigen Gesamtwerk Moores<sup>13</sup>: angefangen von dem aufgeklärt-rationalistischen James Kinsella aus dem Roman „Katholiken“ (1972) über den fiktiven polnischen Kardinal Stephan Bem in dem Ostblockthriller „Die Farbe des Blutes“ (1989) bis hin zu dem Armenpriester Jeannot, der als Befreiungstheologe zum Präsidenten eines kleinen mittelamerikanischen Staates aufsteigt, hinter dem sich literarisch nur kaum verhüllt das Schicksal von Jean-Bertrand Aristide verbirgt („Es gibt kein anderes Leben“, 1994).

Diese Priesterfiguren verweisen einerseits auf Moores bleibend wirkmächtigen irokatholischen Hintergrund, andererseits aber auf das direkt gewählte literarische Vorbild Graham Greene. Denn ähnlich wie bei Greene verkörpern gerade die Priester einen Glaubensprozeß. An ihnen zeigt Moore das Herauswachsen aus einer stimmig festgefügt Welt des abgeschlossenen Milieukatholizismus hinein in die Welt der Unsicherheit, der zweifelnden Nachfrage nach Sinn und Wahrheit des christlichen Glaubens in der Unübersichtlichkeit und Angefochtenheit der modernen Welt. Vor allem Paul Laforge aus „Schwarzrock“ steht für den hier schon in das 17. Jahrhundert zurückgespiegelten Konflikt des Glaubenszweifels an die Kernfrage der Mission: Was ist Gottes Wille? Ist es überhaupt sinnvoll, die christliche Botschaft und mit ihr die europäische Kultur in fremde Lebenswelten hineinragen zu wollen?

Derselbe Konflikt wird auch in einem zeitgenössischen deutschsprachigen Roman aufgegriffen, dort jedoch in die Erzählgegenwart übertragen. Wir befinden uns hier – in *Bodo Kirchhoffs* (\* 1948) Roman „Infanta“<sup>14</sup> von 1990 – mitten in den Revolutionsunruhen auf den Philippinen in den achtziger Jahren. Fünf alte Jesuiten leben auf einer ehemaligen Missionsstation, die sie freilich primär als Alterswohnsitz, kaum noch als Stätte der christlichen Verkündigung ansehen. Die „Zeiten emsigster Missionsarbeit“ (43) gehören zur gern erinnerten, aber doch weit zurückliegenden eigenen Vergangenheit. So werden auch sie selbst nicht als Hauptakteure der erzählten Handlung vorgestellt. Ihnen bleibt vielmehr die Rolle als Zeugen, Zuschauer und Kommentatoren der Haupthandlung, einer Liebesgeschichte zwischen dem deutschen Dressman Kurt Lukas und der jungen Philippinin Mayla.

Routiniert hat sich der priesterliche Alltag dieser fünf im Alter eingependelt zwischen „Gebet und Schlaf und wieder Gebeten“ (34). Sie wissen, daß sich die Missionsarbeit ihres Ordens bewährt hat, daß sich weite Teile der Bevölkerung zum christlichen Glauben, zur katholischen Kirche bekennen, und daß sich das Leben rings um sie her doch nicht großartig vom Leben anderswo in Südostasien unterscheidet. Was bleibt für sie selbst? Die Verrichtung ihres priesterlichen Dienstes, das Bemühen um ein friedvolles Miteinander in ihrer Kommunität, und die kleinen persönlichen Träume und Eitelkeiten. Da schreibt einer von ihnen heimlich an einem theologischen Buch, da notiert ein anderer sämtliche Ereignisse akribisch in sein Tagebuch, da spielt ein dritter unverdrossen an einem jahre-



lang andauernden imaginären Tennismatch. Alle aber verbindet die heimliche Liebe zu Mayla, dem Philippinenmädchen, das sie als Waise aufgenommen und großgezogen haben, und das sich nun – eifersüchtig von den alten Männern überwacht – mit dem deutschen Dressman einläßt.

Ein sechster alter Jesuit, der Deutsche Wilhelm Gussmann, hatte lange mit der ihm aufgetragenen zölibatären Lebensweise gerungen. „Wie kaum ein anderer stürzte er sich auf die Bekehrungsarbeit, am Ende kamen über eintausendfünfhundert Taufen auf sein Konto. Unterdessen hatte er ein dutzendmal den Glauben verloren, ihn aber stets wiedergefunden“ (154). Schließlich hatte er jedoch sein Priesteramt aufgegeben und den Orden verlassen, schlechten Gewissens, unsicher in diesem Entschluß, stets mit seinem Lebensplan ringend: „Der frühere Priester stand auf dem Weg vor seinem Laden und haderte mit Gott“ (155), heißt es einmal.

Hader, Zweifel mit Gott, das bestimmt in unterschiedlichem Maß auch die anderen alten Priester, die freilich an ihrer Berufung und Lebensentscheidung festhalten. So etwa der Franzose Pocquin, der sich bewußt ist, daß „Glauben mehr ist als eine Spielart der Melancholie“, mehr als ein „Denkstil für Interessierte oder irgendeine andere Verfeinerung des Lebens“ (225). Was aber bleibt den alten Männern, während sich die privaten wie politischen Ereignisse um sie herum überschlagen? Nur die kaum eingestandene Überzeugung, „daß der Tod sie nicht einholen könne, solange sie in leichter Bewegung seien“ (230) und die einzige ihnen sicher bleibende Überzeugung: „Es gibt kein Wort für Gott als Gott“ (323).

#### Abschied von Amt und Würden – der Pfarrer als Kirchen-Aussteiger

Priester als Glaubenssucher, mit dem Glauben Ringende, als Gottesgrübler und Gotteszweifler – in der Literatur der Gegenwart wird diese Traditionslinie weiter ausgezogen bis hin zum Moment des Glaubensverlusts. Was in Kirchhoffs Roman Wilhelm Gussmann als einer der sechs Jesuiten vollzog – die Aufgabe des Priesteramts als Resultat von Kirchen- oder Glaubenskonflikten –, das findet sich in mehreren anderen Romanen ausführlich ausgeschmückt wieder. Wie kein anderer deutschsprachiger Autor der Gegenwart hat sich der Schweizer *Silvio Bletter* (\* 1946) dem literarischen Nachschreiben der katholischen Zeitgeschichte gewidmet. Die drei zwischen 1978 und 1988 erschienenen Romane „Zunehmendes Heimweh“, „Kein schöner Land“ und „Das sanfte Gesetz“ hat er als sogenannte „Freiamts-Trilogie“ konzipiert. In ihr schildert er anhand ausgesuchter Lebensläufe die Geschichte des „Freiamts“, des katholischen Teils der deutschsprachigen Schweiz. Deutlich wird, wie sich die ursprüngliche Geschlossenheit der Volksreligion mehr und mehr auflöst, bis Religion schließlich zur rein individuell gewichteten Privatsache verkommt. Dieser Prozeß wird dabei weder als betrauenswürdige



Verfallsgeschichte noch als bejubelte Befreiungsgeschichte gestaltet, sondern in seiner Differenziertheit schlicht nachgezeichnet.

Der mittlere Roman dieser Triologie, 1983 erschienen unter dem Titel „Kein schöner Land“<sup>15</sup>, nimmt in das breite Spektrum der dargestellten Figuren den zu Beginn des Romans sechsdreißigjährigen Pfarrer Francis Fischer auf. Dieser, Priester geworden, „weil es der Wunsch der Mutter gewesen war“ (36), wird als eine Gestalt eingeführt, die sich in einer Lebenskrise befindet. Der priesterliche Dienst ist ihm längst zur Routine geworden, doch zu welchem Zweck? Das Geheimnis der Eucharistie, das er tagtäglich im Gottesdienst zu feiern hat, ist ihm „zu einem Ritus ohne Inhalt und Sinn verkommen“ (31), ja mehr noch: Manchmal „meinte er, schweigen zu müssen, weil er keine frohe Botschaft (mehr) zu verkünden habe“ (34). Doch neben diese Glaubenszweifel im eigentlichen Sinn treten auch bei ihm Probleme mit dem ihm auferlegten, nicht von innen bestimmten Zölibat. Er hadert mit jener „Körperfeindlichkeit“ seiner Kirche, die ihm als „lächerliche, ja verbrecherische Haltung seiner Oberen“ erscheint, als „Kopfgeburt unsinnlicher Männer mit vertrockneten Geschlechtsteilen“ (138f.).

Konsequenz: Als er feststellt, daß er sich in Lea, eine junge Frau, die in der Pfarrbibliothek arbeitet, verliebt hat, wird er seinem Zölibatsversprechen untreu. Als seine Beziehung zu Lea bekannt wird, kommt es zu Protesten, Boykottaktionen und Verunglimpfungen in der Gemeinde. In seinem Glauben verunsichert, am Sinn seines Pfarrerdaseins zweifelnd und entflammt in erwideter Liebe entschließt er sich, das Priesteramt aufzugeben und mit Lea nach Kanada auszuwandern, um dort ein gemeinsames neues Leben aufzubauen.

Ein enthusiastisch empfundener Befreiungsakt? Mitnichten, Blatter ist sich der Zwiespältigkeit auch derartiger Entscheidungen bewußt. „Francis kam sich elend vor. Er trennte sich nicht leicht von Christus und Kreuz, obwohl er in all den Jahren kaum wahrgenommen hatte, wie sehr er sie liebte“ (340). Im harten Leben als Farmer aber wird ihm mehr und mehr bewußt, wie sein altes Leben in festgefügt, aber nicht mehr erdverbundenen Schablonen erstarrt war. Ihm scheint nun, „daß es ein Zentrum nicht gab und keine Lehre mehr, die verfinstert“, und mehr: „seine Theologie sei absurd gewesen wie ein Aufwärtsfallen. Atemberaubend schnell war er zurück auf den Boden gestürzt.“ Und doch war er sich gewiß, jetzt ein besseres Leben zu führen, „ein Leben in Gemeinschaft, eine Lebensform, die er als Priester gepredigt, aber nicht ausgeübt hatte“ (499). Für ihn ganz persönlich blieb so nur der Abschied aus Amt und Würden, ohne daß daraus der Schluß gezogen würde, diese Entscheidung sei allgemeingültig.

Eine ähnliche Grundkonstellation findet sich in der Realsatire von *Ulrich Harbecke* (\* 1943) „Der gottlose Pfarrer“<sup>16</sup> von 1995. Nicht so sehr in hoher literarischer Form, um so näher am tatsächlichen Leben in katholischen Gemeinden unserer Zeit spielt der Autor den Fall durch, ein Pfarrer verlöre von heute auf morgen seinen Glauben. Wie reagieren Gemeinderat, Gemeindeglieder, Vor-



gesetzte, Kollegen, der Pfarrer selbst auf diese Situation? Humorvoll und mit Blick für Milieu und Detail schildert Harbecke diesen gar nicht so unvorstellbaren Fall.

Zurück jedoch zur „Literatur“ im engen Sinne, zu einem der jüngsten Werke des englischen Romanciers *David Lodge* (\* 1935), dem neben Brian Moore wichtigsten Vertreter des „neuen katholischen Romans“<sup>17</sup>. 1991 erschien der Roman „Paradise New“ – mit „Neueste Paradiesnachrichten“<sup>18</sup> unglücklich übersetzt –, wo Lodge in dem für ihn typischen Zwischenton von Realismus und Satire den modernen Tourismus als zeitgenössische Form von Wallfahrt präsentiert. Wie bei Moore, so finden sich auch im gesamten Romanwerk von Lodge immer wieder katholische Priesterfiguren, ohne jedoch zentrale Bedeutung zu erlangen.

Anders nun in „Neueste Paradiesnachrichten“: Hauptfigur dieses Romans ist Bernard Walsh, ein irischstämmiger englischer Priester, der wie Francis Fischer vor allem deshalb Priester wurde, weil seine Familie das von ihm erhofft und erwartet hat. Die Parallelen zwischen den literarisch geschilderten Lebensläufen gehen weiter: Auch Walsh wird sich mehr und mehr der Fragwürdigkeit seines Glaubens bewußt, obwohl er als Theologiedozent andere in diesem Glauben unterrichtet. Wann er denn eigentlich aufgehört habe, an Gott zu glauben, fragt er sich selbst und antwortet: „Vielleicht noch während meiner Ausbildung zum Priester. Mit Sicherheit aber während meiner Lehrtätigkeit“ (61). Unverhofft zum „agnostischen Priester“ (179) geworden, erfüllt er dennoch eine Zeitlang die alltäglichen Aufgaben und Pflichten eines Pfarrers. Nach einer unglücklichen und kaum von ihm selbst gewollten Affäre entschließt er sich dann jedoch, sein Amt aufzugeben, ohne mit dem neuen Leben freilich glücklich zu sein. Als Teilzeitdozent an einem religiös ungebundenen College fristet er ein ungesichertes Dasein.

In dieser Situation erreicht ihn der Anruf einer lange Zeit verschollenen, im Streit von ihren Geschwistern geschiedenen Tante, die nach Hawaii ausgewandert ist. Im Bewußtsein, angesichts ihrer Krebserkrankung im Endstadium nur noch einige Wochen zu leben, möchte sie sich mit ihren Verwandten versöhnen. So bittet sie ihren Neffen, zusammen mit seinem Vater nach Hawaii zu kommen. Dort angekommen, wird Bernard wie nie zuvor mit dem Sterben und der theologischen Deutung von Tod, Auferstehung und „Paradies“ konfrontiert: Einerseits fordert die Tante ihn immer wieder zu religiösen Gesprächen heraus, fragt ihn gerade als Priester – der er offiziell nicht mehr ist – nach seinen Überzeugungen. Andererseits aber trifft er überall auf die kitschig-säkularisierte Bezeichnung Hawaiis als „Paradies“. Beides löst in ihm einen tiefen Reflexionsprozeß über seinen Lebensweg und seinen Glauben aus.

Ob er an ein Leben nach dem Tod glaube, fragt ihn die Tante, und er zuckt nur zweifelnd die Schultern: „Ich weiß es nicht!“ Unzufrieden mit dieser Ausflucht bohrt sie nach: „Komm, ich verlange eine klare Antwort auf eine klare Frage. Als Hochschullehrer müßte dir das doch möglich sein“ (237). Gerade als wissen-



schaftlich umfassend gebildetem Theologen bleiben ihm jedoch nur die Zweifel, die offenen Fragen, die Unsicherheit. Trotz dieser Zurückweisung von klaren Antworten ist für seine Tante sein Besuch allein, sein Zuhören, sein Sich-Kümmern, sein Mitdenken genug: „Du hast wahre Wunder vollbracht“ (241), gesteht sie ihm beim Abschied vor seinem Rückflug.

Bernard Walsh findet nicht zum Glauben zurück, und doch spürt er, daß sein Leben fortan eine Richtung hat, auf die er sich einlassen kann. Das Buch endet mit einem Brief aus Hawaii: Eine Frau, die er dort kennen- und liebgelernt hat, schreibt ihm vom schmerz- und dennoch friedvollen Tod der Tante. Außerdem deutet sie an, daß sie ihn besuchen wolle und sich ein gemeinsames künftiges Leben vorstellen könne. „Gute oder schlechte Nachrichten?“, fragt ein Kollege Bernard Walsh, der gedankenversunken den Brief aus dem selbsternannten „Paradies Hawaii“ in den Händen hält, und dieser antwortet: „Sehr gute sogar!“ (333). Unsicher über ein Paradies nach dem Tod, skeptisch über die Möglichkeiten eines irdischen Paradieses, leuchtet für ihn schließlich die Möglichkeit eines glücklichen Lebens auf.

Gerade bei Lodge wird deutlich, daß in der Figur des Priesters die eigene Glaubensentwicklung des Schriftstellers beschrieben wird. Endete Lodges erster, nicht auf Deutsch vorliegender Roman „The Picturegoers“ mit der Entscheidung eines jungen Katholiken, Priester zu werden; verdeutlichten Priester als Nebenfiguren in den Folgeromanen den Konflikt zwischen traditioneller Glaubensfestigkeit und nachkonziliarer Suche nach neuen Formen und Sprachspielen des Glaubens; so steht Bernard Walsh als Repräsentant der eigenen „Alterseinsicht“ des Autors: Als nach wie vor praktizierendes Kirchenmitglied bezeichnet sich Lodge als „agnostischer Katholik“<sup>19</sup>, als zweifelnder, suchender, unsicherer Gläubiger, der mit seiner Religion nicht bricht, ohne sich noch in dem kirchlich-dogmatischen Gedankengebäude zu Hause zu fühlen.

### Pfarrer als zweifelnde Wahrheitssucher

Der Priester als „Mittler zwischen Gott und den Menschen“ – mit diesem Fazit konnte die eingangs zitierte Untersuchung zum Priesterbild der Literatur der ersten Jahrhunderthälfte schließen. Der Befund gegen Ende des 20. Jahrhunderts sieht anders aus. Sicherlich ist das Bild ungleich facettenreicher. Fraglos kann auch der hier gewählte Ausschnitt nur einen – hoffentlich repräsentativen – Bruchteil des tatsächlichen Gesamtbilds wiedergeben. Und von vielen anderen Aspekten wäre noch zu reden: von Pfarrern als Literaturproduzenten, vom evangelischen Pfarrhaus als literarischer Keimzelle, von der Wiederentdeckung des Kirchenkrimi<sup>20</sup> ... Dennoch, aus dem geschilderten Befund fallen einige wichtige Grundtendenzen ins Auge. Als Mittler zwischen Gott und den Menschen, gar als



ordinierte Vertreter Christi auf Erden spielen Pfarrer kaum noch eine Rolle in der Literatur unserer Zeit. Weder findet sich die frühere Mystifizierung zum respekt-erheischenden „Hochwürden“ noch die augenzwinkernde, fast schon jenseitige Warmherzigkeit eines Don Camillo oder eines Pater Malachias.

Was aber reizt Schriftsteller dann an den Geistlichen? Folgender Zug scheint deutlich: Pfarrer stehen als Repräsentanten von gläubigen Menschen, die mit ihrem Glauben ringen, nach intellektueller, ethischer und alltagslebbarer Wahrheit suchen. Der erste Punkt ist dabei nicht zu überlesen: Pfarrer werden primär als *Menschen* geschildert, nicht als Amts- und Würdenträger. Sie werden in ihrer Alltäglichkeit, Verletzlichkeit, Eitelkeit und Geschlechtlichkeit, als Wesen mit Stärken und Schwächen beschrieben. Diese grundsätzliche Entmystifizierung des klassischen Pfarrerbilds eröffnet die zweite zentrale Dimension: Als Menschen ragen sie heraus nicht durch eine einzigartige Berufung, außergewöhnliche Aufgabe oder herausgehobene moralische Integrität, sondern in dem an ihnen deutlich werdenden *Ringem um Religion*. Gerade der Verlust der alten Glaubensgewißheiten und die damit verbundene Suche nach neuen religiösen Antworten kann offensichtlich an niemandem besser veranschaulicht werden als an Menschen, in deren Lebenszentrum diese Fragen als Beruf stehen.

Wo ein „Laie“ sich mit Fragen des Glaubens zwar auch befaßt, wo diese Frage jedoch nicht zwangsläufig im Zentrum der beruflichen und das heißt der Lebensidentität steht, kann der zugrundeliegende Konflikt an Pfarrern in größerer Schärfe und Konsequenz veranschaulicht werden. Ob der Grassche Pfarrer Mattull, der Blattersche Francis Fischer, der Mooresche Laforgue oder der Lodgesche Bernard Walsh: sie repräsentieren in literarischer Brechung die Glaubenswege ihrer Autoren, die Bewegung aus dem gesicherten Kindheitsglauben in die wachsenden Zweifel der Erwachsenenzeit. Gerade für männliche Autoren bieten sich offensichtlich Pfarrer als Identifikationsfiguren in diesem Sinn an. So rückt der Zweifel als Anlaß zur Wahrheitssuche ins Zentrum der konkreten Charakterisierung fast all dieser Pfarrergestalten. In der Gegenwartsliteratur sind Pfarrer nicht mehr wie immer auch gebrochene „Zeugen der christlichen Offenbarung“, sondern Zeugen der religiösen Zweifelsgeschichte, der religiösen Orientierungskrise, der religiösen Wahrheitssuche unserer Zeit.

#### ANMERKUNGEN

<sup>1</sup> H. Becher, Priestergestalten in d. Romanlit. d. Ggw., in dieser Zs. 153 (1953/54) 355.

<sup>2</sup> Belege u. Deutungen: P. K. Kurz, Das Priesterbild im modernen Roman, in: ders., Über moderne Lit. III (Frankfurt 1971) 151–173; K.-F. Wiggermann, Er hat die Grenzen schon überschritten. Pfarrer in d. dt.sprachigen Gegenwartslit., in: PTh 82 (1993) 476–499.

<sup>3</sup> L. Faschinger, Magdalena Sünderin. Roman (Köln 1995) 13.

<sup>4</sup> P. Handke, Mein Jahr in der Niemandsbucht. Ein Märchen aus den neuen Zeiten (Frankfurt 1994).



- <sup>5</sup> C. Nooteboom, *Die folgende Geschichte* (Frankfurt 1991).
- <sup>6</sup> R. Rothmann, *Wäldernacht*. Roman (1994, Frankfurt 1996) 167.
- <sup>7</sup> M. Walser, *Finks Krieg*. Roman (Frankfurt 1996).
- <sup>8</sup> H. Lange, *Die Selbstverbrennung*. Roman (1982, Zürich 1984).
- <sup>9</sup> Zur Tradition ev. Pfarrer in d. Lit.: G. Schimansky, *Die Last u. Lust, ein Christ zu sein*. Ev. Pfarrgestalten in d. Lit. (Hannover 1995); zur literarisch noch seltenen Schilderung einer evangelischen Vikarin: G. Wohmann, *Die Vikarin*, in: dies., *Kassensturz*. Erzählungen (Darmstadt 1989); A. Link, *Kreuzdame* (München 1993).
- <sup>10</sup> G. Grass, *Ein weites Feld*. Roman (Göttingen 1995).
- <sup>11</sup> D. Steinfurt, *Dank an Pfarrer Matull*. Ein Gespräch über Glaube u. Zweifel zw. G. Grass, D. Bonhoeffer u. K. Rahner, in: *GuL* 69 (1996) 327–337.
- <sup>12</sup> B. Moore, *Schwarzrock*. Roman (1985, Zürich 1988); A. Langenhorst, G. Langenhorst, *Die Jesuitenmission im Spiegel zeitgenöss. Lit.*, in dieser Zs. 212 (1994) 750–763.
- <sup>13</sup> G. Langenhorst, *Kein anderes Leben? Brian Moores Haiti-Roman*, in: *Orien* 59 (1995) 103–106.
- <sup>14</sup> B. Kirchhoff, *Infanta*. Roman (Frankfurt 1990).
- <sup>15</sup> S. Blatter, *Kein schöner Land*. Roman (1983, Frankfurt 1986).
- <sup>16</sup> U. Harbecke, *Der gottlose Pfarrer*. Roman (Freiburg 1995).
- <sup>17</sup> G. Langenhorst, *Transformationen d. „kath. Romans“*: B. Moore u. D. Lodge, in dieser Zs. 211 (1993) 464–476.
- <sup>18</sup> D. Lodge, *Neueste Paradiesnachrichten* (1991, Zürich 1992).
- <sup>19</sup> B. Bergonzi, *David Lodge* (Plymouth 1995) 43.
- <sup>20</sup> G. Langenhorst, *Ein Skelett in d. Orgel*. Zur Wiederbelebung des Kirchenkrimis, in: *CiG* 49 (1997) 179f.